Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 12 (1929)
Heft: 6

Rubrik: Feuilleton

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

als in der schaffenden Natur. Der Mensch ist eine Welt im Kleinen, und in ihm wirken alle Kräfte und Gesetze der Natur.

Der Mensch kann nichts erfinden, was die Natur nicht besser vor ihm erfand! Ein Beispiel für tausend: Der Scharfsinn unserer besten Ingenieure suchte jahrzehntelang mit Berechnungen und Erfahrungen nach dem besten Schiffstyp. Das Höchstmass an Schnelligkeit und denkbar günstigste Schiffsform geringsten Wasserwiderstandes schien erreicht. Da kam voriges Jahr ein Dresdner Ingenieur mit seinem Schiffsmodell »Forelle« heraus, dessen Probefahrten auf der Elbe Aufsehen erregten. Der Erfinder hatte »gefunden«, dass die Fische weniger mit Flossen und Schwanz, als vielmehr mit den Kiemen schwimmen, durch die sie eingeschlucktes Wasser hindurchpressen, das an den beiden Seiten des Fisches entlanglaufend, durch die Wölbungen der Fischschuppen Wirbel erzeugt, sodass der Fischleib im Wasser wie auf Rollen läuft. Das Modell »Forelle« ist nach dieser Entdeckung gebaut mit dem Ergebnis, dass es unseren besten Schiffen bei gleichem Kraftaufwand um 25 % an Schnelligkeit überlegen ist. Der Erfinder will mit seinem neuen Modell »Hai« den Nutzeffekt noch um das Doppelte steigern!

Und die ganzen Erfindungen menschlicher Bautechnik bis zu den Beton- und Eisenkonstruktionen der neuesten Zeit sind in der Natur bereits seit Jahrmillionen vorgebildet im — Knochen. Das Knochengerüst des Menschen zumal übertrifft alle Kunst menschlicher Bautechnik.

Das Stützgerüst des Menschenkörpers besteht beim Keim im Mutterleibe ganz und beim Neugeborenen zum grössten Teil aus Knorpel, eine Masse, in der sich technisch vollkommen Starre und Elastizität vereint, wovon bereits ein Griff an Ohrläppchen und Nasenspitze einen »Begriff« liefert. Vom Ende des zweiten Monats der Keimesentwicklung bis zum zwanzigsten Lebensjahre bilden sich die Knorpel zu Knochen, bis auf geringe Reste, die u. a. als federnde Kissen zwischen den Gelenkverbindungen des Knochengerüstes bleiben.

Bekanntlich setzt sich der Menschenkörper aus 30 Billionen Lebenseinheiten, den Zellen, zusammen. (Vergl. Meentzen: »Abstammung und Entwicklung des Menschengeschlechts«, 8. Auflage, Moritzburg 1927.) Die Knochenbildung gleicht einem gigantischen zwanzigjährigen Kampf zwischen den Knorpelzellen und Knochenzellen, die in immer neuen Scharen vom Blute herangeführt werden. Die Knochenzellen zerstören die Knorpelzellen und bauen eine neue Masse aus Leim und Kalk, den Knochen.

Jeder Knochen besteht aus unzähligen »Säulen«, die im Durchmesser kleiner als ein i-Punkt sind. Jede dieser Säulen aber besitzt eine technisch ideale, d. h. schlechthin vollkommene Bauart, die vom Menschen unbewusst in den neuzeitlichen Eisenbetonbauten der Natur nacherfunden wurde, allerdings bisher höchst unvollkommen.

Jede der i-punktfeinen Säulen setzt sich wiederum aus einem Dutzend feiner Schichten, den »Lamellen«, zusammen. In jeder Lamelle sind in Kalk eingebettet feine Leimfäden, die sich in Spiralzügen kreuzen, wie etwa das Garn einer Zwirnspule. Durch diese technisch vollkommene Verbindung von hartem, sprödem, mit weichem, elastischem Material wird die erstaunliche Festigkeit der Knochen erreicht. Die Zugfestigkeit des Knochens ist fast die des Gusseisens und eine Druckfestigkeit nur um ein Drittel geringer als die des Schmiedeisens! Das menschliche Schienbein z. B. hat eine Bruchfestigkeit von mehr als anderthalbtausend Kilogramm. Die Wand dieses Knochens allerdings besteht aus etwa 20,000 der eben beschriebenen Betonlamellen.

Die vielen, vielen Millionen technisch vollkommenen i-Punktsäulen und Lamellen sind in ebenso vollkommener Weise wiederum geordnet nach den technischen Gesetzen der Druck- und Zugfestigkeit. In der »Bälkchenstruktur« der Knochen sind als Formen der Baukunst, die L- und T-Trägerformen z. B., die Bogen, die Steifen, Leisten, Streben, Spitzen, Gehänge und Gewölbe usw. in vollkommenster Anordnung verwendet. In der Naturtechnik der Gelenke weiterhin sind Vorbilder für eine Maschinentechnik gegeben, die für die Menschentechnik noch lange, vielleicht für immer, unerreichbar bleiben werden.

Bei allem bedeutet höchste Zweckmässigkeit auch hier vollendete Harmonie, Schönheit! Der Durchschnitt eines Knochens sowohl, als die in einem Menschenskelett hineingezeichneten Druck- und Zuglinien der Knochen ergeben in den Einzelteilen wie im Ganzen Harmonien, die von keinem Menschengeist und keiner Menschenhand übertroffen werden können. (Schluss folgt.)

Euthanasie.

Das Problem der Vernichtung lebensunwerten Lebens.

Unter diesem Titel ist in dem Verlag des deutschen Monistenbundes (Hamburg) eine Schrift des Arztes Dr. Fritz Barth (Heidelberg) erschienen. Unter »reiner« Euthanasie versteht der Verfasser »die Erhaltung des Lebens in schmerzlosem Zustande bis zum Tode durch Morphiuminjektionen, deren Wirkung jedoch nicht eine bewusst herbeigeführte Lebensverkürzung sein darf«.

Unter Euthanasie »im engeren Sinne« versteht der Verfasser »das Recht eines an einer unheilbaren, tödlichen und qualvollen Erkrankung Leidenden auf einen nur aus berechtigtem Mitleide gewährten schmerzlosen Tod, auf Grund seines dahingehenden, rechtsgültig zu äussernden ernstlichen und berechtigten Wunsches, verbunden mit der Zusicherung an den Arzt, unter Einhaltung gewisser, jeden Missbrauch ausschliessender Kautelen (Sicherstellungen) im Rahmen des staatlich gebilligten ärztlichen Heilzweckes gehandelt zu haben«.

Unter Euthanasie »im weiteren Sinne« versteht der Verfasser »die Beseitigung von physisch unwertem Leben, also von

Feuilleton.

An die Sonne.

Glückvolle, jubelnde Sonnenmacht!
Grau schlich der Nebel durch Tag und Nacht —
Von den Flügeln dunkler Raben troff die Trauer —
Ueber kahle Wiesen hauchte frostig Schauer über Schauer —
Grau war der Himmel — grau die Erde —
Ich schaute hinauf und hinab mit weher Gebärde —
Bebend in Sehnsucht schwoll mein Sinn —
Es war so grau und dumpf in meinem Herzen drin —
Was lag ihm an Liebe? Was lag ihm am Leben?
Es weinte stumm, weil die Nacht so grau —
Es klagte nach Licht, weil der Tag so grau —

Nun flutet die Sonne vom Himmel nieder!
Nun leuchtet die Erde zum Himmel wieder!
Nun gleitet Sonnenlicht durch all die düstern Wälder!
Nun glitzert Sonnenglück durch all die dürren Felder!
Und Sonne schleiert durch die Wolken, die da lautlos gehn!
Und Sonne fliegt von eines jeden Vogels Flügelwehn!
Im ersten Sonnenkuss die erste Knospe sprang;
Und jubelnd klingt der Meise süsser Sonnensang!
O Sonne, grösstes Glück der Welt, nimm meinen Dank: nun will ich leben!
Mein Herz, es klopft und schwillt, und Liebe, Liebe will es geben!
Durch dich, o Sonne, wird der tiefste Schmerz erhellt!
Du bist das einzigwahre, einziggrosse Glück der Welt!

Nora Dettwiler.

Offener Brief an die musikalische Welt.

In Nr. 50/1928 des »Badener Tagblattes« veröffentlicht Herr Musikdirektor F. O. Leu eine Abhandlung über »Musikalisches Neuland«, die uns veranlasst, dazu Stellung zu nehmen.

Der Autor bedauert die heutigen Misstände im Musikleben und gibt einen geschichtlichen Ueberblick, indem er die Kirchenmusik im Zeitalter Bachs in den Vordergrund stellt. Er schreibt:

»Da trat noch das Wesen der Schule als Anschlussmassnahme deutlich zutage, da gab es wirklich etwas, dem man diente, da es als ein Grösseres über dem Menschen stand. Gesang und Musik sind vor Jahrhunderten in der Schule eins gewesen, und die Singschulen sahen ihre unmittelbare Aufgabe darin, auf den Kirchengesang vorzubereiten. Das ist die Zeit der bisher höchsten musikalischen Kultur gewesen. Als aber dann die Kirchenmusik durch das Ueberwuchern buntscheckiger Opernhaftigkeit in Verfall geriet und keine Möglichkeit mehr war, die Jugend bei ihr den Dienst vollführen zu lassen, musste auch der Schulgesang in Verfall geraten. Es verblieb ihm als einzige Anschlussmöglichkeit nur noch der Volksgesang. Mit dem Moment, da sich die Musik vom Gottesdienste löste und zuerst unter schweren Schädigungen sich verselbständigte, um endlich in Beethoven selbst Gottesdienst zu werden, da riss das Band. Die Schule aber, unfähig, eine Annäherung an die rasend schnelle Entwicklung der weltlichen Kunstmusik zu versuchen, klammerte sich mit ihrem Singen an den Volksgesang und vergass gänzlich, was ihr einmal selbstverständlich war: den Musikunterricht in der Singschule. Die Lieder aber, welche die Schule dem Volke vermittelte, wurden von diesem als Schullieder abgelehnt und totgeschwiegen, denn Lieder wollen gelebt und nicht nur gesungen werden. Während die typischen Schullieder von Generation zu Generation durch neue ersetzt werden mussten,

Geistestoten und Missgeburten, deren subjektiver und objektiver Lebenswert zu verneinen ist, aus eugenetischen, rassehygienischen und wirtschaftlichen Gründen, unter Beobachtung gewisser jeden Missbrauch ausschliessenden Kautelen, in schmerzloser, humaner Form«.

Was hat dieses Problem mit der Freidenkerbewegung zu tun? — Mehr, als dies auf den ersten Blick scheinen mag. Die Religion erschöpft sich nicht in Glaubensangelegenheiten, und die konfessionelle Bindung beinhaltet nicht nur Beziehungen zu einer illusionären Ueberwelt. Vielmehr stehen alle kirchlichen Zeremonien in einem engen Zusammenhang mit den Lebensbeziehungen der Menschen. Das sind nicht nur Erfindungen müssiger Priester, sondern knüpfen an die Marksteine des menschlichen Lebens an: Geburt, Pubertät, eheliche Gemeinschaft und Tod. (Vergl. »Erfahrungsgehalt und Gewohnheitscharakter der Religion« im »Freidenker« Wien 1928.)

Und unsere schlauesten Gegner arbeiten mit einem psychologisch sehr wirksamen Argument: Wartet nur, ihr Freidenker, auf dem Totenbette werdet ihr schon anders reden! Zur Bekräftigung kommt dann noch die bekannte Behauptung, dass selbst ein Voltaire angesichts des Todes rückfällig geworden sei. Gruseldemagogie!

Es ist klar, dass dieses Argument an Wirkung verlieren würde, wenn die Euthanasie in engerem Sinne gesetzlich sichergestellt wäre. Denn die meisten Menschen fürchten nicht den Tod, sondern das Sterben. Das absolute Nichtsein, der Zustand vor der Geburt und nach dem Tode, hat keine Schrecken, und der Buddhismus preist mit Recht die Seligkeit des Nirwanas, die Erlösung aus allen Leiden dieses Jammertales.

Nur das Sterben hat für die meisten Menschen etwas qualvolles: Es sind seelische Qualen, die mit der Sorge für die Hinterbleibenden zusammenhängen und körperliche Qualen für jene Sterbenden, die elend dahinsiechen. Die Ersteren werden mit einer Gesellschaftsordnung verschwinden, die für alle Menschen in gleicher Weise sorgen wird; die Letzteren sollen durch die Euthanasie in engerem Sinne aufgehoben werden.

Aber auch die Euthanasie in weiterem Sinne hat eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für die Freidenkerbewegung, denn sie würde ein Stück menschliches Elend beseitigen, und wir wissen ja, dass es immer wieder das Elend ist, welches die Menschen für den Trost der Religion empfänglich macht. Das weiss natürlich die Kirche ganz genau, und schon aus diesem Grunde ist sie für die Aufrechterhaltung des Abtreibungsparagraphen und für das Verbot Empfängnis verhütender Mittel. Die geeigneten »religiösen« Begründungen sind bald konstruiert: Der Zweck heiligt das Mittel.

Haben wir diese Zusammenhänge klar erkannt, dann müssen wir sogar über Barth hinausgehen oder wenigstens den Begriff »Missgeburt« näher definieren. Das heisst, wir müssen bereits verhindern, dass lebensunwertes Leben in die Welt gesetzt wird. Das ist eine Frage der Eugenetik (Wohlzeugung), die nicht etwa nur von Sozialisten propagiert wird. Ein Heer von Lebensuntauglichen belastet die bürgerliche Gesellschaft. In Deutschland gibt es über 80,000 Blödsinnige (vgl. Binding-Hoche »Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens« Leipzig 1913) und rund 50,000 Krüppel von Geburt (vgl. Bisalski »Umfang und Art des jugendlichen Krüppeltums in Deutschland« Leipzig 1909).

Aus diesem Grunde sah sich Medizinalrat Dr. Boeters in Zwickau veranlasst, einen Entwurf zu einem neuen Reichsgesetz »die tunlichste Verhütung unwerten und unglücklichen Lebens durch operative Massnahmen« betreffend auszuarbeiten und am 18. Oktober 1925 dem deutschen Reichstag zur Entschliessung vorzulegen. Diese sogenannte »Lex Zwickau« enthält folgende Bestimmungen:

§ 1. Kinder, die wegen angeborener Blindheit, angeborener Taubheit, wegen Epilepsie oder Schwachsinn als unfähig erkannt werden, am normalen Volksschulunterricht mit Erfolg teilzunehmen, sind sobald wie möglich einer Operation zu unterziehen, durch welche die Fortpflanzungsfähigkeit beseitigt wird. Dabei sind die für die innere Sekretion wichtigen Organe zu erhalten. (Sterilisierung.)

§ 2. Geisteskranke, Geistesschwache, Epileptiker, Blindgeborene und Taubgeborene, die in öffentlichen oder privaten Anstalten verpflegt werden, sind vor einer Entlassung oder Beurlaubung zu sterilisieren.

§ 3. Geisteskranke, Geistesschwache, Epileptiker, Blindgeborene und Taubgeborene dürfen erst nach erfolgter Unfruchtbarmachung eine Ehe eingehen.

§ 4. Frauen und Mädchen, die wiederholt Kinder geboren haben, deren Vaterschaft nicht feststellbar ist, sind auf ihren Geisteszustand zu untersuchen. Hat sich erbliche Minderwertigkeit ergeben, so sind sie entweder unfruchtbar zu machen oder bis zum Erlöschen der Befruchtungsfähigkeit in geschlossenen Anstalten zu verwahren.

§ 5. Strafgefangenen, deren erbliche Minderwertigkeit ausser Zweifel steht, ist auf ihren Antrag ein teilweiser Straferlass zu gewähren, nachdem sie sich freiwillig einer unfruchtbar machenden Operation unterzogen haben. Das gerichtliche Verfahren gegenüber Sexual-Schwerverbrechern wird durch ein besonderes Gesetz geregelt.

§ 6. Die Eingriffe dürfen nur von solchen Aerzten ausgeführt werden, die in Chirurgie und Frauenheilkunde genügend ausgebildet sind und über alle erforderlichen Hilfsmittel verfügen. Operation und Nachbehandlung sind für Minderbemittelte kostenlos.

§ 7. Die Sterilisierung vollwertiger Menschen wird wie schwere Körperverletzung bestraft.

Man erkennt: Nicht die Sexualliebe soll mit dem Banne belegt werden, wie dies das Christentum getan hat, sondern die Nachkommenschaft soll sichergestellt werden, wo das Verantwortlichkeitsgefühl bei den Eltern fehlt. Liebe, das ist — so weit nicht Minderjährige geschädigt werden — eine Privatangelegenheit der Erwachsenen; der menschliche Nachwuchs hat

---

hat der Volksgesang jahrhundertelang seinen Bestand als ein Heiligtum gewahrt und ihn o h n e d i e S c h u l e den werdenden Geschlechtern immer wieder übermittelt. Als der Volksliederbestand vor allem in den Städten unterzugehen drohte, und der Schulgesang den Versuch machte, seinen Untergang aufzuhalten, da zeigte sich, dass er an ein Nichts Anschluss gesucht hatte: das Volk sang nicht mehr. Es hatte inzwischen eine rein passive Stellung eingenommen, es liess sich vormusizieren. — Das ist die Situation, in der die Schule heute den Versuch macht, den Gesangunterricht wieder auf die Stufe eines Musikunterrichtes zu heben. Nun ist aber das, was sich heute Musik nennt, etwa, das den Menschen fast ausschliesslich zum G e n u s s und zur U n t e r h a l t u n g dient, und zu nichts weniger als zum Gottesdienst, und es wird angesichts des öden Lebens, das die Meisten zu führen gezwungen sind, in grösstem Umfang gepflegt. Daher sieht sich der Schulgesang wieder in einer ihm von Grund aus fremden Lage. Wenn sich nicht in der Jugend selbst der Schrei nach einem neuen Leben losgerungen hätte, ständen wir trotz aller Schulbestrebungen noch heute bei allem Musiklärm in sang- und klanglosen Grosstädten.«

Wir bedauern lebhaft, dass die Musik, und der Gesang insbesondere, schon in früheren Jahrhunderten einer jenseitigen und sehr zweifelhaften Sache diente — dass heute wieder durch Musikpädagogen die Kirchenmusik als gutes Omen für eine fortschrittliche Musikkultur auf den Schild erhoben werden soll — besser: den Gesang einer bisher geübten Volksverdummung und Sehnsucht ohne Erfüllung, wie es der Gottglaube ist, dienstbar zu machen. Wäre der Gesangsunterricht nicht einseitig auf den Kirchengesang gerichtet gewesen, so würde der von Herrn Leu so schmerzlich beklagte Verfall nicht eingetreten sein. Der Anschluss an den Volksgesang hätte früher erfolgen und die Religion abstreifen müssen; aber die kirchliche Gewalt hätte einen solchen Uebergang nicht aufkommen lassen. Weshalb das Volk die Schullieder nicht akzeptierte, liegt klar auf der Hand: Denkende Leute — und das sind gewöhnlich die singfähigen — lehnten es ab, in kindlich-naiver Weise sich etwas anzueignen, dessen Inhalt aller Realität widerspricht, nämlich Lieder, die zur Meditation der Metaphysik auffordern, welch letztere sich anzueignen sich denkende Menschen nicht geneigt sind, die von andern wieder nicht verstanden werden. Dass dem so ist, beweist der heutige Stand des Volksgesanges, in dem sich aus erwähnten Gründen freidenkende Menschen nicht entschliessen können, sich einer phantastischen Devotion hinzugeben. Das Volk würde gerne wieder mehr Gesang pflegen, wenn das »musikalische Neuland« freigeistig bestellt würde. Der Schrei der Jugend nach einem neuen Leben geht gewiss nicht nach trivialen Schöpfungen über irrationale Seligkeitsduselei, sondern nach abstrakter Erfassung des Rationalen, nach dem heutigen Stande freigeistiger Naturerkenntnis.

Es ist zu begrüssen, dass in allen Volksschichten der Wunsch rege wird nach Förderung des Gesanges, aber nicht im Sinne des von genanntem Musikprofessor empfohlenen, dem ich Walther von Hollander gegenüber stellen möchte, der seinerzeit in der »Vossischen Zeitung« schrieb:

»Wir wollen im Gesanglichen eine Tradition scharf und jäh abbrechen, die falsche Tatsachen vorspiegelt, die in ihrer Verlogenheit bei den Ausübenden Unglück und bei den Geniessenden Verwirrung anrichtet.

Wir wollen im speziellen, dass an die Stelle des Kunstgesangs der Gesang trete, eine einfache, natürliche Sache, eine Möglichkeit des Ausdrucks, die dort einsetzt, wo die Worte nicht ausreichen,

aber Anspruch auf soziale Fürsorge. Es gibt kein grösseres Verbrechen, als ein von Geburt aus sieches Kind in die Welt zu setzen. Die Bevölkerungspolitik von heute arbeitet mit der Quantität des Menschenmaterials; die eugenetischen Bestrebungen gehen auf die Verbesserung der Qualität der Menschen aus.

Wenn dem Tode der Schrecken genommen und das Leben der Menschen materiell und qualitativ gesichert wird, dann fallen die letzten Pfeiler religiöser Bindungen, die zwischen den Menschen bestehen. Die Fragen der Euthanasie und der Eugenetik sind daher für die Freidenkerbewegung indirekt von grosser Bedeutung. *Hartwig.*

Hetzer im Zeichen der Nächstenliebe.

Von O. Wolfgang.

Was soll man vom Glaubensgehalt und Wert einer Lehre halten, die grossmäulig vorgibt, Feindesliebe und Menschenversöhnung gebracht, alle Triebe gebändigt und die sanfte Demut des Kreuzes gepredigt zu haben, die es aber fertig gebracht hatte, mehr als jede andere Religion ihre Anhänger zu fanatisieren und als tolle Meute gegen die Menschheit loszulassen.... ?

Jedermann wird da sogleich an die Kreuzzüge, Hugenottenschlachten, Bartholomäusnacht, Waldensergräuel, Ketzer- und Hexenverbrennungen denken. Vielleicht auch an weniger krasse Schlächtereien im Zeichen des »milden Heilands«: etwa den Vater der Pogroms, Bischof Cyrillus von Alexandrien, der daselbst 40,000 Juden meucheln liess; der römische Präfekt, der dem Rasen Einhalt zu tun versuchte, wurde fast mitumgebracht. Seine Geliebte war die Philosophin Hypatia, die Tochter des Mathematikers Theon. Rasende Mönche rissen sie aus ihrem Wagen, zogen sie nackt aus und lynchten sie in der ... Kirche zu Ehren der gerade bestehenden Fastenzeit! Mit Muscheln kratzten ihr die kannibalischen Pfaffen das Fleisch von den Knochen und warfen die noch zuckenden Glieder ins Feuer!!

Die guten Christen — dies gegen die Lüge, dass die Urchristen ideale Menschen gewesen seien — wüteten lange gegen ihre Konkurrenz, den Mithraismus. Als durch politische Intrigen die Religion des »Nazareners« siegte, erschlugen seine Anhänger ihre mithraistischen Nebenmenschen in bestialischer Weise, vermauerten deren Priester in den Heiligtümern, bis sie umkamen usf. Und der hl. Theodorus steckte den Tempel der Kybele in Amasia (Kleinasien) in Brand, um alle Darinbefindlichen einer »gerechten Strafe« zuzuführen. Weil er selbst dafür eine »gerechte Strafe« erdulden musste, wurde er ein christlicher Heiliger.

Die Römer waren äusserst duldsam; bei ihnen konnte jeder »nach seiner Fasson selig« werden, solange er nicht sozial gefährlich wurde, d. h. also, solange er sich gesellschaftlich einfügte. Das aber wollten die Christen nicht. Wie Paulus im Korintherbrief (VI, 1 ff.) ausführte, hätte man sich nicht den irdischen Gerichten der »Ungläubigen« zu unterwerfen. Man züchtete demgegenüber eine hochmütige Feindseligkeit gegen den Staat, in dem man lebte, und seine Behörden, solange diese nicht dienstbar gemacht waren.

Wenn im alten Rom den Christen mal wirklich eins auf die Finger geklopft wurde, dann nie wegen ihres Glaubens, sondern stets, weil sie politisch rebellierten, sozial hochmütig sich ausserhalb des Gesetzes stellen wollten.

Aus dem gleichen Grunde wie in Rom konnten die Christen auch in Japan erst leicht Fuss fassen und wurden dann mit Entrüstung vertrieben, als man inne ward, dass sie nicht bloss religiös wirkten, sondern auch gegen die Sicherheit des ihnen nicht untertanen Staates konspirierten.

Auch die Japaner sind im höchsten Masse duldsam. Bei ihnen spielt die Religion eine so untergeordnete Rolle, dass sie wirklich reine Privatsache ist: keine Behörde fragt nach einem Bekenntnis, noch könnte man es sagen, weil jeder an das glaubt, was ihm gerade passt. Die Ostasiaten sind, für unsere Begriffe, religiös geradezu gleichgiltig. Sobald sie aber Christen werden, ist es mit ihrer Gleichgiltigkeit und Sittlichkeit zu Ende: sie toben gegen Andersdenkende ebenso wie ihre Lehrmeister. Ein Beweis, dass hier nicht die Natur der Menschen, sondern jene des Dogmas verantwortlich ist.

Pater Organtino von der Gesellschaft Jesu berichtete im Jahre 1577 aus Japan: »In einem dieser Reiche, wo wir über 4000 Christen haben, deren die Mehrzahl sich dieses Jahr bekehrte, gab uns der Landesherr Erlaubnis, die von der Vozáca-Sekte (d. h. die Ikko-shû von Osaka) zu Christen zu machen.

Wie bedankte man sich? Echt christlich: der Jesuit drang in den Tenjin-Tempel ein, liess durch seine Getauften »die dort befindlichen Statuen wegnehmen, denen die Christenknaben schon die Köpfe abgeschlagen hatten«. Als sich der Priester vor seinen Zuhörern darüber beklagte, wurde er mit Steinen bombardiert, sodass alle aus dem Tempel flohen. »Trotz aller Nachforschungen hat man bis zur Stunde den Steinwerfer nicht entdeckt, und mir scheint es, es waren Engel«, meint der Jesuit mit stillem Hohn (Cartas 398).*)

Am 10. März 1606 berichtete ein anderer Japanapostel, Cirjam, an Pater General (aus Nagasaki) von einem Felsen, der einer Inselgottheit geweiht war: »... am Meeresstrand ein mächtiger Felsblock, den die Heiden hoch in Ehren halten. Nach der Ansicht mancher ist er nämlich der Thron oder Sitz, worauf der Cami (= Kami, d. h. Shintô-Gottheit) der nahen Insel auszuruhen pflegt, und darum wagt niemand, ihn zu berühren, um nicht wegen seiner Verwegenheit von den Götzen geschlagen zu werden.

Drei vornehme Christen, die beim Bau eben jenes Bollwerkes beschäftigt waren, begaben sich in Begleitung ihrer

*) Dieses und die folgenden Zitate finden sich im Buche »Sintô« von Jesuitenpater Georg Schurhammer, Verlag K. Schroeder, Bonn, 1923.

---

eine Möglichkeit, das Schwingende des Menschen zur Erscheinung zu bringen, eine gesteigerte und steigerungsfähige Freude am Dasein Wirklichkeit werden zu lassen. Ob Gesang überhaupt Kunst ist? Drücken wir uns schnell an dieser Frage vorbei. Es wird immer schwieriger, zu sagen, ob es überhaupt Kunst gibt.«

Wenn das »Musikalische Neuland« in unserem und W. v. Hollanders Sinne bestellt wird, so wird auch diese Frage damit ihre Lösung finden. Wir sind gegen alle Gesangsakrobatik und musikalische Neuerungen, die unser ästhetisches Gefühl verletzen, aber auch gegen den Gesang, dessen Wortinhalt nicht nur die Zuhörer, sondern selbst die Sänger nicht agnoszieren. Nur erlebter Gesang wird die Zuhörer diesen wieder erleben lassen. Kunst? — Singen ist schön — schön zu singen eine Kunst!

Zum Schlusse seiner Abhandlung möchte Herr Leu denen, die dieser Sache skeptisch gegenüberstehen, die Worte des Berliner Professors Jöde entgegenhalten:

»Sehr wohl kann es sein, dass in allen Anfängen bei der teuflischen Fähigkeit unserer Zeit, sich in Werdendes allzu bald und gewandt hineindenken zu können, das eigentliche Leben in kurzem zur Routine erstarrt. Es besteht aber ebenso die Möglichkeit des Gegenteils, dass hier das Leben langsam, seiner im Tun selbst kaum bewusst, den Weg zu einem neuen Gottesdienst findet; denn wer Musik sagt, nennt einen Gottesdienst, ob er es weiss oder nicht (höllisches Gelächter! Korr.). Wenn aber alles nicht mehr bedeutet, als ein letztes Aufleuchten einer untergehenden Welt, so soll uns das alles nicht hindern, zu versuchen, das Leben aus dem Geiste der Musik neu zu verankern. Für die, die mit Sorgengesichtern dreinschauen und meinen: Die Botschaft hör' wohl, allein mir fehlt der Glaube, für die will ich zum Schluss sagen: nicht wahr, wenn wir denn einmal untergehen sollen, lasst uns wenigstens versuchen, in Schönheit unterzugehen.«

Wunderbar! — Wenn zu dem Untergang des Herrn Professors und seiner Trabanten musikalische Unterhaltung und bengalische Beleuchtung nicht fehlen, wird er an Schönheit nichts zu wünschen übrig lassen. Aber es wäre doch zu paradox, der Versuch des Herrn Professors, der zeitlebens seine Musik zum Gottesdienst gemacht. Und dazu noch mit »sorgengesichtigen« Freidenkern unterzugehen (zur Hölle — was?) ist gewiss nicht angenehm und eine Ungerechtigkeit seines Gottes. Warten wir vorderhand das letzte Aufleuchten der untergehenden Welt ab, in welchem Moment dieser Musikpädagoge das Leben aus dem Geiste der Musik neu zu verankern versucht — wenn er nicht zu spät kommt; denn dass hier das Leben langsam, seiner im Tun selbst nicht bewusst (!), den Weg zu einem neuen Gottesdienst findet, scheint uns eine zu gewagte Sache zu sein. Dann müsste jedenfalls auch nach einem neuen Gott, nach einem neuen Himmel und nach einer neuen Bibel Umschau gehalten werden, denn diese alten haben sich nach den neueren Forschungsergebnissen bis heute nicht bewährt. Wirklich teuflisch muss es zugehen, wenn das eigentliche Leben in kurzem zur Routine erstarrt, womit es einen wahrscheinlich (von uns) nie geahnten Abschluss finden würde.

Aber wir leben der zuversichtlichen Hoffnung, dass es noch Musikpädagogen und andere vernünftige Menschen gibt, die zur Förderung der Instrumental- und Vokalmusik keiner imaginär-göttlichen Inspiration bedürfen. Die Förderung des Musiklebens im freigeistigen Sinne ist eine vornehme und dankbare Kulturaufgabe, zu der sich heute schon recht viele entschliessen möchten.

Jacq. Hochstrasser.